



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Conrad Ferdinand Meyers kleine Novellen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

größern Truppenkörpern zugeteilt, und die eigenartige, historische Uniform, der schwarze Schnürrock, ist ihnen gelassen worden.

Zu diesen gewiß recht wenig einheitlichen und verworrenen Verhältnissen steht die Organisation der deutschen Kriegsflotte in erfreulichem Gegensatz. Ganz Deutschland trägt anteilig die Kosten und Lasten für dieselbe, die seemännische Bevölkerung aller deutschen Staaten stellt die Besatzung der Schiffe, und die kaiserliche Admiralität bildet eine oberste Kommando- und Verwaltungsbehörde. Der Chef der Admiralität führt den Oberbefehl über die deutsche Seemacht nach den Anordnungen des Kaisers und leitet die Verwaltung unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers.



## Conrad Ferdinand Meyers kleine Novellen.



Als die Grenzboten vor wenigen Jahren die größeren Dichtungen des farbenreichen und in seiner Weise künstlerisch reifen Schweizer Balladendichters und Novellisten besprachen, betonten sie ausdrücklich, daß C. F. Meyer unbedingt zu denjenigen Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur zähle, von denen man gern ein Buch zur Hand nehme und deren künftigen Leistungen man mit Anteil und Erwartung entgegenzusehen habe. Seitdem hat der Dichter, welcher nicht zu den hastig produzierenden Naturen zu gehören scheint, nur wenig veröffentlicht: neben seinen originellen, hie und da kapriziösen „Gedichten“ vor allem die hübsche Sammlung, die sich *Kleine Novellen*\*) betitelt, zu vier Bändchen oder einem sehr stattlichen Bande angewachsen ist und die vier Erzählungen „Das Amulet“, „Der Schuß von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“ und „Gustav Adolfs Page“ enthält. Sie gehören sämtlich zu den besten Erzählungen, welche in jüngster Zeit aus der großen Flut der Belletristik emporgetaucht sind, und zu den wenigen, die mit Genuß und wachsender Freude wieder und wieder gelesen werden können, wie wir selbst soeben an ihnen erfahren haben.

Es ist auch in diesen Novellen vor allem das Kolorit, was anzieht und fesselt, aber es ist unverkennbar, daß die psychologische Vertiefung und die echt poetische, nicht nur die malerische Stimmung in demselben Verhältnis zwischen den früheren und den neueren Erzählungen gewahrt erscheint wie zwischen dem

\*) *Kleine Novellen* von Conrad Ferdinand Meyer. Erster bis vierter Band. Leipzig, G. Haessel, 1882—1883.

Roman „Georg Jenatsch“ und der Novelle „Der Heilige“ oder „König und Heiliger,“ wie sie seit der zweiten oder dritten Auflage benannt ist. Die Titeländerungen sind eine der Wunderlichkeiten unsers Schweizer Novellisten. Die Novelle „Plautus im Nonnenkloster“ hieß früher, wenn wir nicht irren, „Das Brigittchen von Trogen,“ „Gustav Adolfs Page“ führte zuerst ganz gewiß den Namen „Page Leubelfing.“ Es scheint nicht, daß diese Titeländerungen durch wesentliche Inhaltsänderungen bedingt wären — sie sind eben eine äußerliche Liebhaberei des Autors, und obgleich wir sie nicht loben, so heben sie nichts von den wahrhaften Vorzügen und guten Wirkungen seiner Erzählungskunst auf.

Die „Kleinen Novellen“ sollten überall da gekannt und gelesen werden, wo man noch Verständnis für die Phantasie, die einen überlieferten oder erfundenen Vorgang auch wirklich zu beleben vermag, Gefühl für die Freude an der bunten Fülle der Lebensanschauungen und Empfindung für Feinheit des Stils bewahrt hat. C. F. Meyer ist darin ein echter Poet, daß er das große Grundgesetz der Gattung weder zu umgehen trachtet noch falsch interpretirt, daß er in der Novelle vor allem die Darstellung eines in dieser Besonderheit einzigen, nicht leicht wiederkehrenden Moments, einer eigentümlichen Handlung oder eines Konfliktes sieht, der sich unter eben diesen Verhältnissen, in dieser Verkettung nicht wiederholen kann. Engherzig und äußerlich erfaßt, führt dies Gesetz der Gattung die Novelle bekanntlich sehr oft an den Rand des Abenteuerlichen und Absurden, richtig verstanden sichert es derselben Wirkungen, die mit und in keiner andern Kunstgattung zu erreichen sind. Nun braucht man nur die älteste der Meyerschen Novellen, „Das Amulet,“ mit „Gustav Adolfs Page“ zu vergleichen, um wahrzunehmen, daß dem Dichter im Laufe seiner Entwicklung die innersten Bedingungen der novellistischen Form klarer und schärfer zum Bewußtsein gekommen sind. Wenn nun der neueste Novellist in Bezug auf eine eigenartige „neue“ oder besser einzige Handlung die Pfade einschlagen muß, die schon Boccaccio und die alten florentinischen und venezianischen Fabulisten gewandelt sind, so wäre es Thorheit, die archaische Nachahmung jener klassischen Novellisten als das Ziel des modernen Autors hinzustellen. Ein berechtigter Trieb der Erweiterung, ein unbefiegbarer Drang der Schaffenden wie des Publikums nach Stimmung und lebendigster Anschaulichkeit dehnt die moderne Novelle auf ganz natürliche Weise weiter aus, ohne daß wir darum die leere und geschwäßige Breite „beliebter Erzähler“ loben wollen. Bei C. F. Meyer ist dieser Trieb besonders stark entwickelt, seine bewegliche Phantasie belebt nicht nur die vorgesehene Handlung mit jener Menge von Einzelzügen, die ein ästhetischer Puritaner als nicht zur Sache gehörig bezeichnet und doch die Teilnahme an dem erzählten Abenteuer erhöhen helfen, sondern er hat auch eine Neigung, plötzlich Ausblicke in eine weitere Welt zu eröffnen, als die in der Novelle dargestellt ist. Der Hintergrund ist weiter ausgeführt und gestattet der Vorstellungskraft des Lesers, sich weiter zu ergehen, als der Autor

sie eigentlich führt. So mag man, einem flüchtigen Eindruck folgend, wohl gelten lassen, daß in jeder Meyerschen Novelle ein Roman enthalten sei, wenigstens jede ohne viel Mühe zum Roman ausgedehnt werden könne. Bei schärferm Zusehen tritt freilich zu Tage, daß die Novellen, wenigstens die drei letzten der hier in Frage stehenden, scharf und fest begrenzt sind, und daß der Erzähler etwa nur wie gewisse Maler auf ihren Bildern ein Fenster öffnet, um draußen noch ein Stück nicht gerade zur Sache gehöriger Landschaft schauen zu lassen.

Die erste dieser Novellen, „Das Amulet,“ könnte man am ehesten als einen embryonischen und gleichsam nicht ausgereiften Roman bezeichnen. Nur durch die Einleitung und die besond're Einleidung wird sie zu einer Novelle. Hans von Schadau, der Berner Edelmann, der Calvinist, erzählt aus seinen Jugenderinnerungen seine Fahrt nach Frankreich, wo er unter Coligny zu dienen beabsichtigt, seine Abenteuer in der Schenke von Melun, wo er zuerst den katholischen Landsmann Wilhelm Bocard von Freiburg und darnach den Parlamentsrat von Chatillon und die schöne Gasparde, seine Pfliegerochter, kennen lernt, den Eintritt in Paris kurz vor der Bartholomäusnacht, das Duell, welches er mit dem wüsten Grafen von Guiche zu bestehen hat und in welchem er den Gegner tötet, die Glücksstunde, in der er Gaspardes Liebe gewinnt, die ernste, drohende Stunde, unmittelbar vor der Bartholomäusnacht, in der ihm der Hugenottenführer das schöne Kind seines verstorbenen Bruders zum Weibe giebt, die glückliche Rettung erst seiner selbst durch Bocards landsmannschaftliches Eingreifen, dann seiner jungen Frau aus den Schrecknissen der Bartholomäusnacht und die glückliche Heimkehr in das Berner Erbschloß. Die Erfindung ist hier von großer Sicherheit und einem natürlichen, freien Zug, die Szenen folgen eine aus der andern mit feiner Verknüpfung. Aber einen tiefern Blick in die Seelen der handelnden Menschen thun wir nicht, die allzu flüchtige Darstellung der Neigung Gaspardes für Hans Schadau und die etwas skizzenhafte Behandlung namentlich der Erlebnisse der Bartholomäusnacht selbst (wo dem Dichter die gewohnte energische Farbengebung einmal versagt) sind Mängel der Novelle, die doch wohl daraus entspringen, daß das Ganze bei unmittelbarer Vorführung ein Roman und keine Novelle geworden sein würde. Denn freilich läßt sich mit Herrn von Schadau, der seine Erlebnisse erzählt, sehr schwer darüber rechten, wieviel er nach länger als einem Vierteljahrhundert von seinen Erinnerungen bewahrt hat und wie ausführlich oder flüchtig er uns diese Erinnerungen gönnen will.

Echte, zweifellose Novellen sind die drei spätern, von denen zunächst „Der Schuß von der Kanzel“ in der Heimat des Verfassers am Zürichsee und zwar im 17. Jahrhundert spielt. Da sind zunächst zwei Patrizier Wertmüller, der eine ein stattlicher Landsknecht, General in kaiserlichen Diensten, in jedem Betracht ein wunderlicher Heiliger oder vielmehr Nichtheiliger, eine Art satanischer, mephistophelischer Natur, welcher seine Freude daran hat, unerhörte Dinge von

sich ausgeben zu lassen und sich in die bösesten Mäuler zu bringen, der andre ein Pfarrer, welcher dabei ein gewaltiger Nimrod ist. An den als Heiden verurufenen General wendet sich der sehr christliche Kandidat rev. Minist. Pfannenstiel, welcher die anmutige Pfarrerstochter Rahel, die Waise und Patin des Generals liebt, und sucht Beistand für seine Liebe. Er hat Interesse erregt durch eine Abhandlung über die Odyssee, in der er zu beweisen suchte, daß der in Bettler- und Knechtsgestalt heimkehrende Odysseus unsern Herrn und Heiland bedeute, wenn er zu richten kommt Lebendige und Tote. Der als Literaturkenner gefeierte General nimmt in der That Anteil an dem Kandidaten und noch mehr an seiner Nichte und verspricht dem schüchtern poetischen Pfannenstiel zum Pfarramt von Mythikon und zur Hand Rahels zu verhelfen. Aber seiner Natur getreu vermag er das nur durch einen Schabernack. Auf die Waffenleidenschaft seines Vetter Pfarrers bauend, schiebt er diesem im Augenblick, da er die Kanzel besteigen will, statt eines schwer losgehenden Pistols ein leichtes unter, und es geschieht, worauf er gerechnet hat, der Pfarrherr von Mythikon kann sich nicht versagen, während der Predigt mit der Waffe unter den Falten seines Chorrockes zu spielen. „Der Pfarrer hatte im Feuer der Aktion, während seine Linke vor allem Volke gestikulirte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinktiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. Lobet Gott mit großem Schalle! rief er aus, und paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er stand im Rauch. Als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam um ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.“ Infolge des so gegebenen Argernisses legt Wilpert Wertmüller seine geistliche Stelle nieder und zieht als Verwalter und präsumtiver Erbe in das Schloß des Generals Rudolf Wertmüller, wo er seiner Jagd- und Waffenleidenschaft ohne Hindernis fröhnen kann, der Kandidat Pfannenstiel erhält die Stelle und wird der Bräutigam Rahels, der General zieht wieder in den Krieg nach Deutschland, wo ihn demnächst sein Ende ereilt. In dieser Novelle, welche sich natürlich und leicht im Verlaufe weniger Stunden abspielt, fällt vor allem das Gleichmaß der Ausführung angenehm auf, jeder einzelne Moment ist wohl bedacht, tritt lebendig in sein Recht und doch keiner ungebührlich hervor. Und die vier Hauptgestalten, die beiden Wertmüller, die schöne Rahel und ihr Kandidat, sind sehr glücklich charakterisirt.

Die Novelle „Plautus im Nonnenkloster,“ die mindest umfangreiche von allen, ist in den Mund des Poggio Braccialini, des geistreichen Humanisten und Verfassers der vielberüchtigten Facetien gelegt. Sie erzählt, wie Poggio als Sekretär eines Kardinals am Konzil von Kostniz Anteil genommen habe und während desselben durch die Kunde erregt worden sei, daß in einem benachbarten, auf Schweizer Boden gelegenen Nonnenkloster sich eine Handschrift des Plautus erhalten habe. Poggio bricht nach dem Kloster auf, macht unterwegs die Bekanntschaft mit dem jungen Anselino di Spiuga und erfährt von diesem

schweremütigen Maultiertreiber, daß derselbe einer Jungfrau Gertrud in Liebe zugethan sei, welche leider, ihrer Liebe entsagend, die Absicht habe, demnächst den Schleier zu nehmen und ihre Hüfte mit dem Strick zu umgürten. Bei der natürlichen Feindseligkeit des Humanisten gegen Klosterleben und Klostergelübde darf es nicht Wunder nehmen, daß Poggio alsbald die Partei seines Hänschens ergreift und, im Nonnenkloster angelangt, fast ebenso eifrig nach der Bekanntschaft mit der blonden Germanin, die wegen eines von ihr beklagten Gelübdes einer andern, dem Kloster verfallen soll, als nach der Handschrift des lateinischen Komödiendichters strebt. Das Glück ist ihm günstig, und sein scharfes Auge entdeckt bald, daß im Kloster seit langer Zeit ein Scheinwunder produziert wird. Die groteske Äbtissin, das Brigittchen von Trogen, hat von ihren Vorgängerinnen ein großes, schweres hölzernes Kreuz ererbt, viel zu schwer, um auf gewöhnlichen Menschenschultern, auf Frauenschultern zumal, getragen zu werden. Die Gottesmutter und Himmelskönigin aber steht denen bei, die das Kreuz tragen, wenn sie dieselben in ihren Dienst will, die Thatsache, daß eine Novize das Kreuz vor allem Volke daher trägt, weiht sie zur Klosterschwester. Natürlich ist im Kloster ein leichtes Gaukelkreuz dem echten täuschend ähnlich vorhanden, das im rechten Augenblick den Novizen aufgelegt wird. Poggio weiß durch die Entdeckung dieses frommen Betrugers seinen Plautus zu gewinnen, er weiß auch die arme Gertrud geschickt zu warnen. Sie bezeichnet sich das echte Kreuz, sie wirft verächtlich das trügerische Holz beiseite, nimmt das zentnerschwere auf die Schultern, schreitet kühnlich vor und bricht mit der Überlast zusammen. Von den entsetzten Nonnen wird Gertrud unter dem Kreuze hervorgezogen und aufgerichtet. Sie hat im Falle das Bewußtsein verloren, aber bald kehrte dem kräftigen Mädchen die Besinnung wieder. Sie streicht mit der Hand über die Stirn. Ihr Blick fällt auf das Kreuz, welches sie erdrückt hat. Über ihr Antlitz verbreitet sich ein Lächeln des Dankes für die ausgebliebene Hilfe Marias. Dann spricht sie mit einer himmlischen Heiterkeit die schalkhaften Worte: „Du willst mich nicht, reine Magd: so will mich ein anderer!“ Sie schreitet auf die aus dem Chor in das Schiff der Kirche führenden Stufen. „Zugleich wanderten ihre Augen suchend im Volke und fanden, wen sie suchten. Es ward eine große Stille, Hans von Splügen, begann Gertrud laut und vernehmlich, nimmst du mich zu deinem Eheweibe? Ja freilich! Mit tausend Freuden! Steig nur herunter! antwortete fröhlich aus der Tiefe des Schiffes eine überzeugende Männerstimme.“ Dem Aufruhr, welcher dem verunglückten Wunder und der Rückkehr Gertruds zu ihrem Liebsten folgt, kann Poggio als Aleriker ein Ende machen. Eben hat er von Kostniz die Nachricht von der erfolgten Wahl des Kardinals Otto von Colonna zum Papste erhalten und stimmt ein schallendes Tedeum an.

Den Preis vor dieser unedirten Facetie des Poggio, so hübsch sie auch erzählt ist, verdient jedenfalls die neueste Novelle C. F. Meyers „Gustav Adolfs Grenzboten III. 1883.

Page.“ Sie beginnt in Nürnberg in den Tagen des Jahres 1632, wo der Schwedenkönig in Nürnberg verweilte und seine kriegerische Kraft und Kunst umsonst wider Wallensteins verschanztes Lager erprobte. An Stelle der verschiedenen Pagen aus nürnbergischen Patriziergeschlechtern, welche schon an seiner Seite gefallen sind, wünscht Gustavus Adolfus Rex den Sohn des reichen Handelsherrn Leubelfing in Dienst zu nehmen. Vater und Sohn entsetzen sich gleichmäßig vor der drohenden, schicksalsreichen Ehre, die der Alte leichtfertig beim Wein, bei einer großen Gasterei, welche er dem Schwedenkönig in seinem reichen Hause veranstaltet, heraufbeschworen hat. Wie die Patrizier von Nürnberg noch beraten, wo Remedur zu finden sei, blitzt in dem Kopfe eines jungen im Hause befindlichen Bäschens, der tapfern, den protestantischen König und Helden schwärmerisch anbetenden Guste Leubelfing der Gedanke auf, in Männertracht für den zaghaften Better einzustehen und auf diese Weise dem Angebeteten näher zu kommen. Aus dem tollen Einfall wird in der Hast des Augenblickes Ernst. Auguste von Leubelfing lebt als Page neben dem König eine „zärtliche, wilde, selige und ängstliche Fabel. Berauschte Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten.“ Aber das leichtfertig und traumselig begonnene Abenteuer führt das Mädchen durch wunderliche Schicksale und schwere innere Kämpfe in den Tod. Sie wird erkannt, als es zu spät ist, daß sie Schranken und Grenzen des Weiblichen überschritten hat, sucht sich loszureißen und wird dann doch wieder im schwedischen Lager und in möglichster Nähe durch die dunkle Furcht gehalten, welche sich ihrer für ihren Helden bemächtigt hat. Sie ist sich der Nachsicht bewußt, mit welcher der Fürst von Lauenburg dem Schwedenkönig gegenübersteht, und die dunkeln Warnungen, die der Friedländer im Lager vor Nürnberg an König Gustav Adolf gerichtet hat, sind dem vermeintlichen Pagen tief in die Brust gesunken. So treibt es Guste Leubelfing, auf dem Marsche nach Raumburg und Lützen sich der Obhut des Obersten Alte Tott zu entziehen und in die Nähe des Königs zurückzukehren, der dies stillschweigend, ohne Ahnung des eigentlichen Sachverhalts, duldet. Aber umsonst sucht sie ihrem Helden bei der letzten Rüstung desselben den Harnisch aufzureden, umsonst bleibt sie in dem wilden Schlachtstürme bei Lützen an Gustav Adolfs Seite. Totwund erreicht sie mit der Leiche des Königs das Pfarrhaus von Meuchen, wo sie zuerst als Weib erkannt wird und wo die wenigen, die um die Sache wissen, den Beschluß fassen, daß das tapfere Mädchen August von Leubelfing bleiben, ihr Nürnbergischer Better aber, die Memme, welche indeß den Namen Laubfinger angenommen hat und Handelsherr zu Leipzig geworden ist, als Laubfinger weiter leben soll. So darf sie denn auch im Tode in Ehren neben dem König ruhen: „Als die Kirchthore den mit ungeduldigen Geberden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger und

in umgekehrter Richtung, so daß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Nebeltage war ein blauer, wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.“ Die Ausführung auch dieser Novelle ist meisterhaft, der Hintergrund der schlachtwüsten Zeit mit der gleichen Anschaulichkeit für gelegentliche Ausblicke dargestellt wie die kleine Erzählung des Vordergrundes. Aus dem Tone der Geschichte fällt einigermaßen der Tod der Slavonierin Corinna heraus, er hat statt des dramatischen einen theatralischen Beigeschmack.

C. F. Meyers „Kleine Novellen“ sind sämtlich geeignet, die historische Erzählung, welche durch die archäologischen Romanschriststeller mit gutem Rechte arg in Verruf gekommen ist, wieder zu Ehren zu bringen. Mit leuchtend kräftigen Farben und anschaulicher Sicherheit stellt er Gestalten und Situationen dar, die nur in bestimmter Zeit denkbar sind, läßt uns, ohne Kenntnisse auszukramen und wissenschaftliche Exkurse zu machen, vom Odem dieser Zeit umwehen und vergißt dabei nicht einen Augenblick, daß uns die Poesie vor allem für jenes Leben und Menschenschicksal erwärmen soll, an welchem die Geschichte gleichgiltig vorübergeht. Ohne daß wir dem Autor oder uns eine unendliche Folge dieser historischen Erzählungen wünschten, dürfen wir uns der Aussicht freuen, daß der lebendigen Phantasie unsers Dichters noch einige gleich glückliche Schöpfungen gelingen möchten, wie die besten der besprochenen Novellen sind.

\*



## Die internationale Kunstausstellung in München.

Von Adolf Rosenberg.

I.



Obwohl die Schwierigkeiten, welche sich dem Zustandekommen der zweiten internationalen Kunstausstellung in München in den Weg gestellt hatten, außerordentlich groß waren, ist es den Unternehmern doch gelungen, ihr Stück durchzusetzen, und zwar mit solchem Erfolge, daß sie volle Ursache haben, mit Stolz auf das vollendete Werk zu blicken. Die Vollendung verzögerte sich freilich bis in den August hinein. Als man die Ausstellung am 1. Juli eröffnete, war von Paris, Berlin und Düsseldorf noch nichts zu sehen, weil einerseits der Schluß des